

HEYNE <

Norbert Juretzko

mit Wilhelm Dietl

IM VISIER

Ein Ex-Agent enthüllt die
Machenschaften des BND

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Der Auszug aus der Fernsehsendung *Die Story: Russisch Roulette* (ARD, 16.09.2004. Autor: Wilfried Huismann) im nebenstehenden Eingangszitat sowie auf S. 181 wurde abgedruckt mit freundlicher Genehmigung des WDR.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen.

Taschenbuchausgabe 07/2007

Copyright © 2006 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

www.heyne.de

Printed in Germany 2007

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie, Werbeagentur
München – Zürich

Umschlagfotos: © Artwork Hauptmann & Kompanie, Werbeagentur
München – Zürich

Redaktion: Johannes Lankes, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-453-62021-6

Huismann: *Aber es wurden auch russische Abschirmungsobservanten beobachtet, um das Hotel »Weißer Schwan« herum, hat Juretzko die auch alle gestellt?*

Foertsch: *Also wenn ich so ein Spiel spielen würde, dann würde ich zum Studentenschnelldienst gehen und sagen, Leute kommt mal her, stellt euch mal auf, macht ein bisschen Kragen hoch und so, das kann man doch alles stellen.*

Huismann: *Und da fällt der BND drauf rein?*

Foertsch: *Leider ja!*

»Die Story: Russisch Roulette«. ARD, 16. 09. 2004

Inhalt

Einleitung	11
Das Gleichnis	17
<i>Die »Bockwurst«</i>	20
»I consiglieri legali del presidente«	25
<i>Der Trick mit der Geheimverhandlung</i>	28
<i>Verfahrensbegleitende Maßnahmen</i>	32
<i>Bäumchen wechsele dich</i>	37
<i>Beschaffungserfolg oder Altpapier?</i>	43
<i>Die falsche Kundschaft</i>	46
QB	49
<i>Schneepanther »Baghira«</i>	50
<i>Catcher as catch can</i>	57
<i>Alles paletti mit null Kontrolletti</i>	60
<i>Mit Politik und doppeltem Boden</i>	62
Anwerbung in der Kantine	67
<i>Die theoretische Facheinweisung</i>	70
<i>Ohne Praxis geht es nicht</i>	74
<i>Ab ins Baltikum</i>	78
<i>Die Touristenlegende</i>	81

Der »Fülleronkel«	87
<i>Abendessen in »Fernost«</i>	91
Die Ferne ruft	97
<i>Notruf aus der Zentrale</i>	102
<i>O du fröhliche ...</i>	107
<i>Montevideo, ach Montevideo</i>	113
Erkennungszeichen Dollarnote	119
<i>Kriegsrat mit Freddy</i>	122
<i>Seltsame Zufälle</i>	127
<i>Fürsorge oder technischer Trick?</i>	128
<i>Der kurze Bustrip zum Betriebshof</i>	132
<i>Begegnungen in Buchenhain</i>	136
<i>Und wieder Personenschutz</i>	139
<i>Ulbauers Zweifel</i>	142
<i>Der Lockvogel meldet sich wieder</i>	148
<i>Der Marschbefehl nach Prag</i>	152
<i>Die Agenten-Abenteuer-Tour beginnt</i>	154
<i>Strategische Abstimmung</i>	159
<i>Holterdiepolter</i>	165
<i>Passprobleme</i>	167
<i>Sightseeing mit Frank und Co.</i>	168
<i>»Der weiße Schwan«</i>	177
<i>Die Foertsch-Gerüchteküche</i>	180
<i>Ein Versuch der Anwerbung</i>	182
<i>... auf in den Kampf!</i>	187
<i>Ring frei für die zweite Runde</i>	189
<i>Kreditkarteneinsatz</i>	190
<i>Ein Abend mit Heike</i>	197
<i>Wiener Walzer</i>	200

<i>Stille Post</i>	209
<i>Universaldilettanten und Vielseitigkeitsamateure</i>	211
<i>Ein echtes Déjà vu</i>	215
<i>Die hohe Schule des ND (Erster Aufzug)</i>	227
<i>Die hohe Schule des ND (Zweiter Aufzug)</i>	234
<i>Die hohe Schule des ND (Dritter Aufzug)</i>	241
<i>Abschied vom Dienst</i>	252
<i>Epilog – Ewgenis Erzählungen</i>	254

Die Katze beißt sich in den Schwanz	279
<i>Reformen</i>	286

Einleitung

Als ich 1984 im Oktober meine Tätigkeit beim Bundesnachrichtendienst begann, hätte ich nicht im Traum daran gedacht, in die Situation zu kommen, in der ich heute bin. Angefeindet vom BND, angeschuldigt von der Justiz und bedroht von irgendwelchen Spinnern.

Aber der Reihe nach!

Etwa zwei Jahre nach meinen ersten Gehversuchen bei Deutschlands geheimster Behörde gab ich frustriert auf und wünschte mir den Wechsel in eine »vernünftige« Verwendung. Denn für die Herren aus Pullach sollte meine zukünftige Beschäftigung ausschließlich darin bestehen, in Hannover DDR-Post zu lesen, was meinen Vorstellungen aber in keiner Weise gerecht wurde. Diese mehr als dämliche Arbeit, deren Sinn- und Rechtmäßigkeit ich schon damals anzweifelte, lässt mich heute nur noch schaudern. Immerhin hatte ich – als junger Bundeswehroffizier und ehemaliger Ausbilder von Einzelkämpfern – eine andere Auffassung von meiner Tätigkeit beim BND, als die Privatpost Fremder zu durchschnüffeln. Nachdem ich in der Außenstelle Hannover meine Arbeit quasi eingestellt hatte, blieb der Personalführung in Pullach jedoch nichts anderes übrig, als mich umzubetten.

So landete ich bei der StayBehindOrganisation des BND, deren Existenz Ende der 1980er-Jahre (die Gladiaoaffäre des BND) öffentlich wurde und damit sogleich ihr Aus bedeutete. Immerhin hatte ich dort einige Kollegen, zumeist Soldaten, getroffen, die ich sehr zu schätzen lernte und mit

denen ich in die nächste Etappe meiner BND-Zeit ging. Das war der Abzug der russischen Streitkräfte aus der DDR, Anfang der 1990er-Jahre, und das Paradebeispiel für die Unfähigkeit der Abteilungs- und Unterabteilungsebene im Bundesnachrichtendienst.

So fand ich mich mit einer Hand voll Ex-StayBehindlern in Berlin wieder. Mit vollmundigen Versprechungen hatte man uns dorthin gelockt. Keine davon wurde eingehalten. Dort wurschtelten wir bis 1995 mehr oder weniger vor uns hin. Gemeinsam mit der amerikanischen DIA (dem militärischen Pendant zur CIA) heuerten wir russische Quellen an. Vornehmlich in Offizierskreisen. Die Führung in Pullach hielt das eher für uninteressant. Die nachrichtendienstlichen Ergebnisse wurden zwar von der Auswertung dankbar und mit Anerkennung versehen aufgesogen, aber ansonsten kümmerte sich kaum jemand darum, was in Berlin geschah. Es interessierte weder, dass unsere »Freunde« uns belauschten und uns zu korrumpieren versuchten, noch, dass sie uns um Großteile der herangeschafften Informationen prellten. Pullach war wie immer mit sich selbst beschäftigt und scherte sich einen Dreck um die Berliner Enklave.

So war es kein Wunder, dass sich in der Dienststelle 12 YA ein skurriles Eigenleben entwickelte. Da wurde die Herkunft der einen oder anderen geheimen Information vertuscht oder verschwiegen. Quellendaten wurden verändert oder ganz gefälscht, weil man zum Beispiel Angst davor hatte, die amerikanischen Brüder könnten die Quellen eines Tages abwerben. Die Verantwortlichen in der Zentrale schliefen seelenruhig und befassten sich – wenn überhaupt – lieber mit vagabundierenden Stasiakten als mit ihrer eigentlichen Aufgabe. Die nachrichtendienstliche Chance hingegen, die sich mit dem Abzug der Westgruppe der russischen Truppen verband, erkannte niemand der Hochdotierten.

Dafür brach auf der Berliner Arbeitsebene »Wildost« aus. Mithilfe amerikanischer Gelder, niemand wusste so richtig, wo sie herkamen, niemand kontrollierte so richtig, wo sie hingingen, wurde die russische Armee geplündert.

Ab 1992 bereiste ich mit meinem Kollegen Freddy die Plätze und Orte in der Nähe von russischen Militärstandorten, um Quellen anzubahnen. Das entstandene Chaos durch die Münchner Führungslosigkeit ließ uns zu Einzelkämpfern und Exoten werden. Der zügellose Handel, den einige der Kollegen mit ihren gewonnenen Informationen trieben, gefährdete zunehmend unsere Arbeit und damit auch unsere Quellen.

Anfang 1995, die russische WGT hatte unser Land weitestgehend verlassen, spitzte sich die Lage zu. Die Dienststelle 12 YA war im Umzug nach Nürnberg begriffen, der bis zum Sommer abgeschlossen sein sollte. Da erfuhren mein Partner und ich von Vorgängen, die nicht mehr verschwiegen werden konnten. Einige der Verbindungsführer hatten den Handel mit den Amerikanern offensichtlich auch auf andere Nachrichtendienste ausgedehnt. Möglicherweise sogar unter Absegnung der Dienststellenleitung. Ein unkalkulierbares Risiko war entstanden. Unsere Meldung der Vorgänge in München stieß auf ein geteiltes Echo. Die Abteilung Sicherheit nahm die Schilderungen wissbegierig auf, die zuständige Führung innerhalb der operativen Beschaffung reagierte dagegen gereizt und abweisend. Die ersten Bemerkungen gegen uns in Richtung »Nestbeschmutzer« machten die Runde.

Als verdeckter Ermittler der Sicherheitsabteilung bekam ich in der Operation »Spielball« den Auftrag, alles über etwaige illegale Aktivitäten herauszufinden.

Auf Anweisung der BND-internen Sicherheit musste ich ein Geheimpapier der russischen Streitkräfte lancieren und

den betroffenen Kollegen zum weiteren Verkauf anbieten. Das monatelange Doppelleben innerhalb der Behörde brachte mich an den Rand meiner physischen und psychischen Kräfte.

Das Ergebnis von »Spielball« war verheerend. Es gab bei verschiedenen Mitarbeitern des Dienstes Hausdurchsuchungen und Verhaftungen. Der Skandal wurde öffentlich, die gerade erst eröffnete Nürnberger Zweigstelle wieder geschlossen. Die amerikanischen Partner in einer Nacht- und Nebelaktion außer Landes geschafft. Die Verantwortlichen im BND schienen mir gegenüber hasserfüllt zu sein. Es folgten anonyme Morddrohungen gegen mich und meine Familie. Ich wollte den Dienst verlassen und meldete die interne Hatz gegen mich und meinen Partner Freddy dem damaligen Präsidenten Konrad Porzner persönlich. Er und die Kollegen der Sicherheitsabteilung bewegten mich zum Bleiben. Grund waren Quelleninformationen und Hinweise, die Freddy und ich seit Jahren gesammelt hatten und die bisher bei unseren Vorgesetzten unbeachtet geblieben waren. Hinweise nämlich auf einen oder mehrere Maulwürfe im BND. Die Sicherheitsleute wollten unbedingt in dieser Richtung weiterermitteln.

Wir stimmten der Arbeit zwar zu, wollten aber dennoch die wahre Identität unserer Quellen nicht preisgeben. Das Misstrauen gegen unsere eigene Firma war einfach zu groß geworden. Die dienstinternen Ermittlungen führten zu einer ungeheuerlichen Vermutung. Der Chef der Sicherheitsabteilung, er war über Jahre hinweg Abteilungsleiter der operativen Beschaffung gewesen, geriet unter Verdacht sowie eine weitere Person aus dem Bereich der Auswertung. In der Schlussphase der Ermittlungen fungierte ich nur noch als Bote zwischen Quellen und Dienst. Wobei ich zunehmend dazu überging, Zeiten, Orte und Herkunft der

Nachrichten zu verschleiern. Das sollte mir später zum Verhängnis werden. Ende 1997 feierten die Abwehrexperten ihren Erfolg, nachdem das Bundesamt für Verfassungsschutz als unabhängiger Gutachter alle Unterlagen überprüft hatte. Anfang 1998 begannen die politischen Mühlen zu mahlen. Angst vor dem größten BND-Skandal aller Zeiten machte sich breit.

Am 23. März 1998 eröffnete der Generalbundesanwalt beim Bundesgerichtshof ein Ermittlungsverfahren gegen den besagten Abteilungsleiter wegen des Verdachts geheimdienstlicher Agententätigkeit. Am 7. Mai 1998 stellte er das Verfahren wieder ein. Die Politik war in der Zwischenzeit nicht untätig gewesen. Was die Sicherheitsexperten von BND und BfV in den vergangenen Monaten ermittelt und für mehr als ernst eingestuft hatten, entlarvten die Bundesanwälte in nur wenigen Tagen als vermeintlich wertlos und falsch. Meine Tricks in Sachen Quellenschutz waren in diesem Zusammenhang eine dankbare Tatsache, die sogleich für alles herhalten musste. Am 19. Mai 1998 leitete die Münchner Staatsanwaltschaft ein Ermittlungsverfahren gegen mich und meinen Partner ein. Hauptvorwurf: Die Hauptquelle »Rübezahl« gäbe es gar nicht, die Meldungen seien erfunden und das Geld hätten mein Partner und ich uns in die Taschen gesteckt.

Bis zum Strafverfahren vergingen dann ganze dreieinhalb Jahre. Von dem Hauptvorwurf blieb nichts übrig. Allerdings wurde mir aus den Falschangaben, was Quellendaten und Herkunft der Informationen anbetraf, ein Strick gedreht. Da ich nicht bereit war, meine Quellen als Beleg für meine Aussagen vor Gericht ziehen zu lassen, wurde ich verurteilt. Zumindest gelang es meinem Anwalt in einem Deal, die Informanten und meinen Freund Freddy schadlos zu halten. Ein Trost!

Dass die Geschichte meiner Tätigkeit beim BND und was ich dort erlebt hatte mit dem Buch *Bedingt dienstbereit* noch lange nicht zu Ende berichtet und abgeschlossen ist, war den meisten Lesern nach der Lektüre klar. Deshalb stand auch von Anfang an fest, dass die Geschichte weiter erzählt werden musste.

Natürlich konnte ich mich beim Schreiben nicht über juristische Zwänge und die damit verbundenen Einschränkungen hinwegsetzen. Wenn ich will, dass die Öffentlichkeit etwas über das Innenleben der geheimsten deutschen Behörde erfährt und ich dabei versuche strafrechtlich unbehelligt zu bleiben, muss ich Kompromisse und Gratwanderungen eingehen.

Manchmal verkrampfte sich mir dabei die Hand. Ich bitte das zu entschuldigen.

Aber es ist eben recht schwierig, die Hand zur Faust zu ballen und trotzdem noch leserlich zu schreiben.

Das Gleichnis

Vergleiche hinken zuweilen und Gleichnisse können mitunter falsch sein. Wie viel Wahrheit allerdings in einer Allegorie steckt, die mir vor Jahren ein Kollege erzählt hatte, musste ich als schmerzhaftes Enttäuschung erfahren.

Das Gleichnis mit der Maus geht so:

Eines Tages lief eine Maus über einen Bauernhof. Sie wurde gerade von der Katze verfolgt. Die Katze kam immer näher an die Maus heran. Kurz bevor sie den kleinen Nager erwischen konnte, rettete er sich in einen Kuhstall. Dort rannte das verfolgte Tier just in diesem Moment unter einer Kuh durch, als diese einen großen Kuhfladen fallen ließ. Auf einen Schlag war die Maus im Kuhdreck verschwunden. Die Katze stutzte, da sie ihr Opfer plötzlich nicht mehr sehen konnte. Bei genauerer Beobachtung erkannte sie jedoch einen Kuhfladen, aus dem ein Mäuseschwanz lugte. Die Katze zögerte nicht, zog die Maus am Schwanz aus dem Kuhdreck und fraß sie auf.

Die Moral der Geschichte ist offensichtlich:

Erstens – nicht jeder, der dich bescheißt, will dir etwas Schlechtes.

Zweitens – nicht jeder, der dich aus dem Dreck zieht, will dir etwas Gutes.

Drittens – aber wenn du schon im Dreck sitzt, dann ziehe wenigstens den Schwanz ein.

Eigentlich müsste diese Geschichte in die Präambel des BND aufgenommen werden!

Der Behauptung, meine Tätigkeit für die Sicherheitsabteilung des BND von 1995 bis zu meinem Ausscheiden Ende 1999 sei negativ zu beurteilen – wie einige es auszulegen versuchen –, widerspreche ich vehement. Wie die direkten Nachfolger meiner Vorgesetzten meine Arbeit beurteilten und wie sie versuchten, mich in den Schmutz zu ziehen, ist definitiv kein Ruhmesblatt der Behörde.

Wenn ich allein auf die gerade vergangenen Jahre zurückblicke, dann fällt mir so manches ein und unangenehm auf. Da gab es beispielsweise nach meiner Verurteilung einen freiwilligen und zunächst selbstlosen Helfer, auf den ich aus heutiger Sicht lieber hätte verzichten sollen.

Lange bevor ich am 21. Januar 2003 den Gerichtssaal der 5. Strafkammer beim Landgericht München I zur Urteilsverkündung betrat, war mir bewusst, dass ich in irgendeiner Form – und zu meinem eigenen Schutz – die Öffentlichkeit suchen musste. Was im BND passierte und was mit mir geschehen war, hatte die Öffentlichkeit zu erfahren. Nahm man diesen Staat ernst, durfte über diesen Sachverhalt kein Deckmäntelchen des Schweigens gehängt werden. Was nunmehr als vermeintlicher Schlusspunkt der Geschichte, im Namen des Volkes, als Recht gesprochen worden war, konnte nicht unkommentiert stehen bleiben. Erfreulicherweise fand sich hier ein echter Förderer. Und bedauerlicherweise kam mir gerade das Gleichnis mit der Maus nicht in den Sinn.

Nach der Urteilsverkündung fühlte ich mich wie benommen. Als wäre ich in einer fremden Welt. Wem, in meinem Freundes- und Bekanntenkreis, könnte ich das alles erklären? Und vor allem, wie sollte ich das bewerkstelligen, ohne das Urteil – es war ja als geheim eingestuft – und ohne die dazugehörigen Unterlagen heranziehen zu dürfen? Also, dachte ich, wäre der einzige Weg, die Entstehungsge-

schichte zu erzählen. Dann könnte jeder, der wollte, seine eigenen Schlüsse daraus ziehen.

Niedergeschlagen saß ich mit meinem Anwalt beim Kaffee. Seine Argumente, dass ich wenigstens meine Quellen geschützt hatte und dass mein Partner, dem ja dieselben Vorwürfe gegolten hatten wie mir, ohne Blessuren aus dem Verfahren entlassen worden war, ermunterten mich zwar, wenn auch nur wenig. Was mir aber ein bisschen weiterhalf, war der Gedanke daran, was ich als Nächstes tun müsste. Eine Stunde später hatte ich eine weitere Verabredung. Sie war durch einen mit Geheimdienstthemen vertrauten Redakteur einer bekannten Zeitschrift eingefädelt worden. Der mir schon seit einer Weile bekannte Journalist hatte einen guten Freund, und dieser war demselben Blatt als freier Journalist verbunden. Die Rede ist von meinem jetzigen Ko-Autor Wilhelm Dietl.

Nachdem mein Anwalt und ich uns getrennt hatten, stand ich vor dem Gerichtsgebäude an der Nymphenburger Straße und musste zuerst einmal tief durchatmen. Dann steuerte ich schnurgerade mein Ziel an. Es lag nur 2000 Meter von meinem jetzigen Standort entfernt, am Münchner Promenadeplatz. Im Emporenbereich des Hotels »Bayerischer Hof« warteten der besagte Vermittler und mein längst bestimmter Ko-Autor. Der Journalist, er hatte sich seit Monaten für meinen Fall interessiert und mich stark ermuntert, die Geschichte als Buch zu veröffentlichen, stellte mir Dietl vor.

Die »Chemie« zwischen uns stimmte von Anfang an, schnell kamen wir uns näher, und deshalb folgten mehrere Treffen zu dritt, bei denen wir Inhalt und Form des geplanten gemeinsamen Projekts erörterten. Dabei fielen für den Initiator der Besprechungen – er selbst hatte das Werk wohl aus arbeitsvertraglichen Gründen mit mir nicht schreiben

können – einige Informationen ab, die ihm zu weiteren Recherchemöglichkeiten verhelfen. Bei allen Beteiligten herrschte Zufriedenheit. Dietl und ich arbeiteten am Buch, der Redakteur konnte immer wieder seltene Informationen verwerten.

Die »Bockwurst«

Ein Jahr lang lief alles harmonisch, nichts bereitete uns in diesem Bereich Kummer. Kurz vor dem Erscheinungstermin stand plötzlich ein Artikel über mein BND-Buch *Bedingt dienstbereit* in einer großen deutschen Tageszeitung. Der mir bisher wohl gesonnene Zeitschriftenreporter verwandelte sich mit einem Mal in einen überaus lästigen Choleriker. Er beschimpfte mich am Telefon, weil ein anderer Journalist die erste Meldung über das Buch veröffentlicht hatte und er vermeintlich so schmachvoll übergangen worden war.

Nur wenige Tage später forderte dieser Journalist von mir eine Art Vermittlungshonorar für das noch nicht erschienene Buch. Wenn er schon nicht der Erste sei, der den Inhalt und die Hintergründe des Buches bekannt machen dürfe, dann wolle er zumindest Geld erhalten. Das hörte sich ungefähr so an: »Ich sehe nicht ein, dass ich immer die großen Geschichten einfädle und am Ende hinten herunterfalle. Ich will jetzt mal Kohle sehen. Verstehst du? Kohle! ... Also sieh zu, dass ich Geld bekomme. Ich mache hier die Arbeit und die anderen schreiben die Artikel. Das sehe ich nicht mehr ein ... Wenn ich nicht endlich Geld bekomme, dann schreibe ich euer Buch in Grund und Boden.«

Seine Anrufe und der damit verbundene Druck wirkten auf mich so stark, dass ich Wilhelm Dietl letztlich sogar

empfahl, diesem Kollegen einen Betrag X zu bezahlen. Doch sowohl er als auch unser Münchner Literaturagent, der ebenfalls mit Geldforderungen des Redakteurs konfrontiert worden war, rieten strikt von irgendwelchen Zahlungen ab. Ich fügte mich ihren Argumenten. Als besagter Redakteur merkte, dass bei uns kein Geld zu holen sei, änderte er plötzlich seine Taktik.

Er rief mich regelmäßig an und sprach davon, dass es ihm ja lediglich um eine kleine Anerkennung gegangen wäre. Das geflügelte Wort von einer »Bockwurst« machte bei uns die Runde, da unser Quälgeist seine Geldforderungen hinter diesem Synonym verpackte. Im Originalton klang das so: »Ich habe ja nur eine Bockwurst haben wollen oder eine Tasse Kaffee. Eine kleine Anerkennung eben.« Wer das bereits mehrfach gehört hatte, grinste bedeutungsvoll. Jeder wusste, was er meinte.

Nach der Veröffentlichung von *Bedingt dienstbereit* erschienen von diesem Redakteur in der Zeitschrift, für die er arbeitete, mehrere einschlägige Artikel. Ihnen war ein ausgesprochen negativer Tonfall gemeinsam. Kurz nach den Veröffentlichungen meldete sich der Skribent regelmäßig bei mir und meinem Ko-Autor. Seine Erklärungen hatten stets denselben Tenor: »Ihr habt es ja so gewollt! Wie es in den Wald hineinschallt, so haltt es heraus. Ich habe ja nur eine Bockwurst haben wollen. Eine Tasse Kaffee. Ein kleines Dankeschön. Mehr nicht.«

Grundsätzlich ist festzuhalten: Die Medien bewerteten *Bedingt dienstbereit* überwiegend positiv. Wenn sie etwas daran kritisierten, dann blieben sie dabei doch stets konstruktiv und setzten sich mit dem Thema sachlich auseinander. Es ging ihnen nicht darum, die berechtigte Kritik an einer höchst umstrittenen deutschen Behörde zu kriminalisieren oder ins Lächerliche zu ziehen. Sie nahmen unser

Projekt ernst und werteten es entsprechend. Ich lernte unter den zahlreichen Journalisten viele interessante Persönlichkeiten kennen. Manche versuchten die Dinge akribisch zu hinterfragen, andere kamen eher mit einem intellektuellen Ansatz, und dann gab es noch so eine Art »wahnsinnige Überzeugungstäter«. Das waren mir die Sympathischsten.

Zurück zu unserem fleißigsten und unversöhnlichsten Gegner: Bei seiner Berichterstattung fiel dem gut informierten Teil der Leserschaft auf, dass er plötzlich von Dingen sprach, die häufig überhaupt nichts mehr mit der Wahrheit zu tun hatten. Er stellte Behauptungen auf, die nachweislich frei erfunden waren. Besonders lästig war, dass er die Artikel zuvor ankündigte, indem er mir süffisant den Inhalt schilderte, es aber gleichzeitig ablehnte, meine Gegenbeweise zu bestimmten Aussagen überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Ich hatte das Gefühl, er wollte sich mit aller Macht dafür rächen, dass er leer ausgegangen war.

Die »Bockwurst« wurde zu seinem Markenzeichen, denn sie fehlte als Anspielung bei fast keinem seiner Anrufe. Was ich zudem als besonders infam empfand, waren die Anzüglichkeiten in Bezug auf meine Parteizugehörigkeit und hier besonders die Verbindung zum damaligen Bundesverteidigungsminister Peter Struck. Aber dazu später mehr.

Ein neuer Gipfelpunkt der falschen Berichterstattung wurde dann im Dezember 2005 durch ein weiteres Ergebnis seiner Dichtkunst erreicht. Dieses Mal ging er aber in die Vollen. Er behauptete, ich säße auf Zentnern kompromittierenden Materials aus dem Bereich von QB 30. Dabei bediente er sich meines verstorbenen Kollegen Frank Offenbach. Offenbach war Dienststellenleiter des BND-Observationsteams und unterstand mit seiner Truppe direkt der Sicherheitsabteilung. Er und seine Mannen hatten die sensibelsten Aufträge innerhalb des Dienstes zu erledigen.